

Der Fürst der Finsternis

SPIEGEL-Reporter Matthias Matussek über Amerikas faszinierte Wiederentdeckung von Richard Nixon

In dieser Nacht, seiner letzten als Präsident, ist das Weiße Haus ein Spuk-schloß voller Schatten und endloser Korridore. Allein, taumelnd, unrasiert, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, schleppt sich der Geschlagene durch die leeren Hallen, vorbei an den Porträts seiner Vorgänger. Vor einem bleibt er stehen. „Wenn sie dich anschauen, sehen sie, wie sie sein möchten“, flüstert Richard Nixon vor dem Kennedy-Gemälde. „Wenn sie mich anschauen, sehen sie, wie sie sind.“

Und die Amerikaner schauen, faszinierter denn je, schauernd und grübelnd: Mit „Nixon“, einem Dreieinhalb-stunden-Epos des Filmemachers Oliver

Stone, das diese Woche anläuft, kehrt der Fürst der Finsternis unter den amerikanischen Präsidenten machtvoll ins öffentliche Bewußtsein zurück.

Gleichzeitig konkurriert Ted Turners TV-Sender TNT mit einem eigenen Nixon-Spielfilm. Das Magazin *Newsweek* widmete dem alten neuen Politstar eine Titelgeschichte. Und der *New Yorker* spöttelt treffend: „Nixon hat sein bestes Jahr seit seinem Wahlerfolg von 1972.“

Nachdem Oliver Stone vor vier Jahren mit seinem Kennedy-Film „JFK“ noch einmal das Strahlen von Camelot vorgeführt hat, verhext er die Nation nun mit dem dunklen Gegenbild. In Nixons düsterem Ehrgeiz, seinem verbissenen

Knüppelweg nach oben erkennt sich die Nation derzeit eher wieder als im Siegerlächeln der ewig jungen Kennedys.

Nixons Rückkehr zur Respektabilität war bereits Ende der siebziger Jahre in den Interviews mit David Frost eingeleitet worden. Er galt nicht länger als gefährlich, sondern als interessant. Er war über Watergate gestolpert, aber er hatte Mao die Hand gedrückt. Der Mann, der Kambodscha bombardieren ließ, war selbst durch die Hölle gegangen und wiederaufgetaucht als Elder Statesman, der am Kaminfeuer die Aussöhnung mit Rußland empfahl.

Als Nixon im vergangenen Jahr starb, gaben ihm fünf Präsidenten das letzte Geleit. Und ihre Landsleute standen mit ihnen „wie Kinder“, so *Newsweek*, „am Grabe eines Vaters, der voller Fehler war“. Der Mann, der sein Amt wie kaum einer vor ihm mißbraucht hatte, wurde gewürdigt, sogar vorsichtig geliebt. Selbst Präsident Bill Clinton konnte nicht umhin, in seiner Eloge Kapital aus der neuerwachsenen Magie der einstigen Unperson zu schlagen, und sprach von dessen Größe.

Und so wie Clinton bei seiner letzten Wahl den Kennedy-Mythos mit Erfolg beschwor, so versuchen sich die republikanischen Hoffnungsträger derzeit für das anstehende Rennen als Nixons Erben zu präsentieren. Es ist, als würde ein Wahlkampf, dem schon vor dem Start die Puste auszugehen droht, durch einen Untoten neues Leben gewinnen.

Bob Dole, Nixons Freund und Protegé der letzten Jahre, ließ der *Los Angeles Times* Briefe zukommen, in denen Nixon dem „lieben Bob“ taktische Ratschläge erteilte. Doles Schachzug war eine fast bolschewistische Geste – der Thronerbe, der vor Nixons Sarg hemmungslos weinte, präsentiert das politische Testament des großen Vorgängers.

Es ist ein Handbuch zur Machterringung: „Rennen Sie so weit Sie können nach rechts, um nominiert zu werden“, schlägt Nixon dem Senator vor. „Um die Präsidentschaftswahl zu gewinnen, müssen Sie allerdings so schnell wie möglich zur Mitte zurückrennen.“

Ein Szenario, an das sich Bob Dole bisher gehalten hat. Da gab es Prügel für das linke Hollywood und kurz darauf



Film-Nixon im Oval Office*: Verbissener Knüppelweg nach oben

Hollywood

versucht sich in Vergangenheitsbewältigung – mit einem grandiosen Film über den einzigen Präsidenten, der mit Schimpf und Schande das Weiße Haus verlassen mußte: Richard Nixon. Der düstere, ständig argwöhnische Staatschef gilt Regisseur Oliver Stone als dunkler Spiegel einer vom politischen und kulturellen Protest zerrissenen Nation. Doch nun billigen auch einstige Nixon-Gegner, darunter Bill Clinton, dem gefallenen Präsidenten Größe zu.

* Mit Anthony Hopkins als Nixon und James Woods als Robert Haldeman.